

Friedrich Schiller und die Französische Revolution

Wir schreiben den 24. August 1792, als eine Abordnung Pariser Bürger, angeführt vom französischen Dramatiker Marie-Joseph Chénier, vor der Gesetzgebenden Versammlung den Vorschlag unterbreitet, den Titel eines französischen Bürgers an Ausländer zu verleihen, die der Freiheit gedient und mutig für die Revolution in Frankreich eingetreten seien. Bereits zwei Tage später, als im *Moniteur* über diesen Vorschlag berichtet wird, erließ die Gesetzgebende Versammlung einstimmig das Dekret, mit dem 17 Ausländer das französische Bürgerrecht erhielten. Zu den illustren Ausgewählten gehörten unter anderem George Washington, Thomas Paine, der den Sklavenhandel bekämpfende William Wilberforce, Johann Heinrich Pestalozzi, Johann Heinrich Campe und Friedrich Gottlob Klopstock. Schiller war im gedruckten Gesetzestext zunächst nicht genannt, doch wurde am gleichen Tag auf Antrag des elsässischen Deputierten Philipp Jakob Rühl dem „publiciste Allemand M[onsieur] Gille“ ebenfalls der Titel eines französischen Bürgers zuerkannt. Dieses Dekret unterzeichneten Etienne Clavière sowie der französische Justizminister George Danton und beglaubigt wurde der Druck durch das Staatssiegel und die Unterschrift Dantons.

Diesem Dekret vom 26. August schloß sich ein vorgedruckter Begleit-Brief vom 10. Oktober 1792 an, den der neue Minister des Inneren der Republik Jean-Marie Roland unterschrieben hatte. Die Monate, die zwischen diesen beiden Dokumenten liegen, sind die des Übergangs von der Monarchie zur Republik Frankreichs.

Schiller las den Pariser „*Moniteur*“ regelmäßig, und er wird die Ernennung zum *citoyens françois* der Ausgabe vom 28. August 1792 entnommen haben, worin sein Name als „Gilleer“ variiert wurde. Da in den deutschen Landen ein Publizist namens

Monsieur Gille unbekannt war, erhielt Schiller sein Diplom erst am 1. März 1798, denn im Februar 1798 hatte Joachim Heinrich Campe, der Autor des erfolgreichen Kinderbuchs Robinson der Jüngere und einstige Erzieher von Alexander und Wilhelm von Humboldt, vom einstigem Adjutanten des General Custine ein Paket mit Campes und Schillers Bürgerbrief erhalten, letzteren schickte er am 23. Februar nach Jena. Campes Zusendung von Abschriften der Begleitbriefe kreuzte sich mit Schillers Brief und Empfangsbestätigung vom 2. März 1798, in dem Schiller sich wie folgt äußerte:

Die Ehre, die mir durch das erteilte fr Bürgerrecht widerfährt, kann ich durch nichts als meine Gesinnung verdienen, welche den Wahlspruch der Franken vom Herzen adoptiert; und wenn unsere Mitbürger über dem Rhein diesem Wahlspruch immer gemäß handeln, so weiß ich keinen schöneren Titel, als einer der ihrigen zu seyn. Der lange Zeitraum, der zwischen Ausfertigung meines BürgerDiploms und dem gegenwärtigen Momente verstrichen ist, setzt mich in einige Verlegenheit, gegen wen ich eigentlich meinen Dank darüber bezeugen soll, da keiner von denen, die das Gesetz und die Ausfertigung unterschrieben haben, mehr zu finden ist.

Ebenfalls am 2. März berichtete Schiller in einem Brief an Goethe über das kuriose Ereignis:

„Gestern habe ich nun im Ernst das Französische Bürger Diplom erhalten, wovon schon vor 5 Jahren in den Zeitungen geredet wurde. Es ist damals ausgefertigt und von Roland unterschrieben worden. Weil aber der Name falsch geschrieben und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Adresse stand, so hat es freilich den Weg nicht zu mir finden können. [...] es wurde mir geschickt und zwar durch – Campe

in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagt. Ich halte dafür, es wird nicht ganz übel seyn, wenn ich es dem Herzog notifiziere, und um diese Gefälligkeit ersuche ich Sie, wenn es Sie nicht beschwert. Ich lege deswegen die Acta bey. Daß ich als ein deutscher Publizist schlechthin darin erscheine, wird sie hoffentlich auch belustigen.

Am 3. März 1798 antwortet ihm der revolutionsresistente Goethe mit unverhohlener Ironie:

Zu dem Bürger Decrete, das Ihnen aus dem Reiche der Toden zugesendet worden, kann ich nur in so fern Glück wünschen als es Sie noch unter den Lebendigen angetroffen hat, warten Sie ja noch eine Weile ehe Sie Ihre verewigten großen Mitbürger besuchen. Herr Campe scheint an der gefährlichsten aller Tollheiten, so wie noch mancher gute Deutsche, krank zu liegen. Leider ist dagegen sowenig als gegen eine andere Pest zu thun und zu sagen.

Auffällig neben aller Ironie ist Goethes Pathologisierung deutscher Sympathisanten der Französischen Revolution, wofür stellvertretend nun Campe, der ja mit Wilhelm von Humboldt 1789 nach Paris gereist war oder der aktive Revolutionär Georg Forster stehen. Goethes Formulierung erinnert an seine durch Eckermann überlieferte Abwertung der Romantiker „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke“. Hinter dieser radikal formulierten Abwehr steht auch Friedrich Schlegels berühmt-berüchtigtes Athenäum-Fragment Nr. 216 aus dem gleichen Jahr 1798 wie die soeben gehörten Briefzitate Schillers und Goethes, das bekanntlich lautet: „Die Französische Revoluzion, Fichte’s Wissenschaftslehre, und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters.“

Aber zurück zu Schiller und seiner Ernennung zum französi-

schen Citoyen, über die er seinem Freund Körner in einem Brief vom 16. März 1798 berichtete:

Ich habe vor etwa 14 Tagen endlich das BürgerDiplom von Paris erhalten, das schon vor 5 Jahren von Roland ausgefertigt worden und bis jetzt in Strasburg gelegen hat. Es ist ganz aus dem Reich der Todten an mich gelangt, denn das Loi haben Danton und Claviere unterschrieben, und den Brief an mich Roland. Die Besorgung gieng durch Custine, auf seinem deutschen Feldzug, und diese alle sind nicht mehr.

Die schöne Goethesche Wortprägung „Aus dem Reiche der Toten“, die Schiller hier übernahm, war durchaus angemessen, denn der Girondist und ehemalige Innenminister Roland hatte nach dem Sturz seiner Partei auf der Flucht 1793 Selbstmord begangen, nach der schrecklichen Nachricht, daß seine Frau guillotiniert wurde wie auch der siegreiche Eroberer von Mainz, der General Custine, der angeblich mit dem Feind paktiert haben sollte; George Dantons Leben endete ebenfalls nur wenig später 1794 unter dem Fallbeil.

Herzog Carl August von Sachsen-Weimar äußerte den Wunsch, daß Schiller den Bürger-Brief der Bibliothek in Weimar schenke, was dieser nicht verweigerte, nachdem Diplom und Begleitschreiben kopiert wurden und ihm ein Attest der Bibliothek ausgefertigt wurde. Schiller legte Wert darauf „daß das Original bei ihr niedergelegt ist, wenn etwa einmal eins meiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reclamieren wollte“.

Am 18. Mai 1798 bekam er die Abschriften der Bibliothek mit einem von Goethe und Christian Gottlob Voigt unterzeichneten Brief. Bei aller Distanz zum blutigen Verlauf der Revolution in Frankreich besaß dieser Bürger-Brief für Schiller dennoch einen hohen Stellenwert, das bezeugt auch sein Eintrag in den Adels-

kalender von 1803, der ihn als französischen Citoyen ausweist, worüber sich Herzog Carl August sehr verärgert zeigte.

Warum eigentlich wurde Schiller mit dem französischen Bürgerrecht ausgezeichnet? Erinnern wir uns an die 1792 formulierten Bedingungen für Ausländer, die der Freiheit gedient haben sollten und mutig für die Revolution in Frankreich eingetreten sind. Nun ist es erklärlich, warum Schillers Name bei der ersten Auflistung fehlte und später ergänzt wurde. Die Nominierung, so lautet die schlichte Antwort, verdankte Schiller seinem Dramenerstling „Die Räuber“. Bereits drei Jahre nach der Erstausgabe wurden „Die Räuber“ 1785 unter dem Titel „Les Voleurs“ ins Französische übersetzt. 1786 erschien eine neue Bearbeitung unter dem Titel „Robert, chef de brigand“, doch wurde es als revolutionäres Stück zurückgewiesen, erst 1792 wurde es im von Beaumarchais geleiteten Theater mit Erfolg aufgeführt, worüber auch der „Moniteur“ berichtete. Wegen des großen Erfolges brachte der Übersetzer Schillers „La Martelière“, ein Elsässer mit dem deutschen Namen Schwindenhammer, eine Fortsetzung unter dem Titel „La tribunal redoutable, ou La suite de Robert“ 1793 heraus. Schiller war also zu dieser Zeit kein unbekannter Autor in Paris, aber in welcher Form zeigte sich nun seine Einstellung zu den revolutionären Ereignissen im Nachbarland Frankreich?

Nur wenige deutschsprachige Autoren konnten die revolutionären Vorgänge in Frankreich dank eigener Anschauung und Erfahrung deuten, die Mehrzahl der Dichter und Publizisten beurteilte und interpretierte die sich in rasender Geschwindigkeit wandelnden Ereignisse aus Zeugnissen zweiter und dritter Hand. Es sei hier nur noch einmal daran erinnert, daß vom Sturm auf die Bastille bis hin zur Hinrichtung Robespierres und dem Ende des Jakobiner-Terrors nur fünf Jahre vergangen waren.

Die Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution erfaßte alle Bereiche des geistigen Lebens: in seiner Mentalität und seinem politischen, philosophischen, historischen und vor allem auch ästhetischen Denken, so Hans-Georg Werner. Es erbringt daher nur wenig Sinn, deutsche Autoren und ihre Texte auf ein möglichst eindeutiges Verhältnis zur Französischen Revolution festzulegen, in dem man vereinfachend eine lineare Skala zwischen „positiv“ und „negativ“ anlegt. Die hoffnungsvollen, oft auch nur utopischen Erwartungen, die etliche deutschsprachige Autoren mit dem Beginn der Revolution verknüpften, wurden durch die beschleunigte Radikalisierung konterkariert. Es sei hier nur an Klopstock erinnert, dessen poetische Auseinandersetzungen mit der Revolution im Nachbarland den Weg von der anfänglichen Begeisterung bis hin zur erbitterten Feindschaft paradigmatisch dokumentieren – von der Ode Sie, und nicht Wir und seinem enthusiastischen Antwortbrief an Roland bis hin zu „Die Jakobiner“, die wahrscheinlich von der Nachricht über die Septembermorde 1792 inspiriert wurde, während „Mein Irrtum“ die Hinrichtung Charlotte Cordays beklagt.

Von Schiller sind bedeutend weniger briefliche Zeugnisse oder Gespräche aus der Anfangszeit der Revolution überliefert als von vielen seiner Zeitgenossen, um hier nur Klopstock, Wieland, Fichte oder auch Goethe zu nennen. Seine ersten Informationen von den Pariser Vorgängen bezog Schiller vom in Paris weilenden Wilhelm von Beulwitz, der die schwarzburg-rudolstädtschen Prinzen auf ihrer Bildungsreise begleitete. Am 13. November 1789 berichtet Charlotte von Lengefeld, die wenige Monate später Schiller heiratet, ihrem späteren Mann die Pariser Erlebnisse von Beulwitz in einem Brief:

von den Pariser Frauens erzählt er schöne Geschichten die

hoffe ich, nicht so sein sollen, es hätten sich einige bei einem erschlagenen Garde du Corps versammelt, sein Herz heraus gerißten, und sich das Blut in Pokalen zu getrunken.

Dieses grausame Detail finden wir ein Jahrzehnt später im September 1799, in Schillers Gedicht „Das Lied von der Glocke“ wieder:

*Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreissen sie des Feindes Herz.*

Aber auch Wilhelm von Wolzogen lebte seit 1788 in Paris und Schiller druckte seinen übersetzten Artikel aus dem „Mercure de France“ über den Sturm auf die Bastille im 10. Heft der „Thalia“ ab. Am 30. Oktober 1789 empfing Schiller den Publizisten Joachim Christoph Schulz, der soeben aus Paris zurückgekehrt war. Schiller erzählt von dessen Erlebnissen beim Marsch nach Versailles und der Demütigung des Königs Ludwig XVI. in einem Brief an die Schwestern Lengefeld. In diesem Brief zeigt Schiller noch wenig Sympathie für den machtlosen König, das sollte sich aber später ändern. Auch Karl Friedrich Reinhardt, ebenfalls Mitarbeiter von Schillers Zeitschrift Thalia, korrespondierte mit Schiller aus Paris. Schillers wohlwollendes Interesse für die revolutionäre Bewegung in Frankreich bezeugt auch die besorgte Anfrage Charlotte von Steins bei Charlotte Schiller:

Ist denn Schiller wohl jetzt ganz über die Französische Revolution bekehrt, und darf ich wohl jetzt den Nationalkonvent Räuber nennen, ohne daß er sich wie schon einmal darüber entsetzt?“

Zwar nahm Schiller direkte Augenzeugen-Berichte stets aufmerksam entgegen, doch er selbst vermied öffentliche und

direkte Aussagen zur Tagespolitik, denn ihm war, wie auch seinem Freund Körner, die politische „Kannegießerei“ suspekt. Am 26. November 1792 schrieb er an Körner:

seitdem ich den Moniteur lese, habe ich mehr Erwartungen von diesen. Wenn Du diese Zeitung nicht liest, so will ich Sie Dir sehr empfohlen haben. Man hat darin alle Verhandlungen in der Nationalkonvention in Detail vor sich, und lernt die Franzosen in ihrer Stärke und Schwäche kennen. [...] Die mainzischen Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen.

Am 21. März 1792 hatten die Franzosen Mainz besetzt und unter dem Oberbefehl des schon erwähnten General Custines bildete sich in Zusammenarbeit mit den Mainzer Jakobinern – unter ihnen auch Forster und Schillers Freund Huber – die erste demokratische Republik auf deutschen Boden, aber von Frankreichs Gnaden. Schiller lassen die Ereignisse in Mainz und auch in Paris nicht ruhig bleiben und so schreibt er hellsichtig an Körner am 21. Dezember 1792:

Forsters Betragen wird gewiß von jedem gemißbilligt werden; und ich sehe voraus, daß er sich mit Schande und Reue aus dieser Sache ziehen wird. Für die Mainzer kann ich mich gar nicht interessieren, denn alle ihre Schritte zeugen mehr von einer lächerlichen Sucht, sich zu signalisieren, als von gesunden Grundsätzen, mit denen sich ihr Betragen gegen die Andersdenkenden gar nicht reimt. Ich möchte doch wissen, wo Huber sich jetzt aufhält und ob er noch in jenen Gegenden bleiben wird. Hier habe ich nichts mehr von ihm erfahren. Weißt Du mir niemand, der gut ins Französische übersetzte,

wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Mémoire darüber zu schreiben. [...] ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen; und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urteil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff geschickt dazu, eine solche Verteidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht rätst Du mir an zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und untätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.

In seiner Antwort vom 27. Dezember 1792 bezweifelte Körner die Wirksamkeit von Schillers geplantem Aufruf an die Franzosen zu Gunsten des Königs. Schiller schrieb diesen Aufruf nicht, nicht nur weil die historischen Ereignisse in Paris an Tempo gewannen, so daß auch seine geplante Reise nach Paris unterblieb. Mit der Broschüre für den König war es Schiller durchaus ernst, denn als Übersetzer gewann er den bekannten Publizisten Rudolf Zacharias Becker, einem Mitglied des Illuminaten-Ordens, und verhandelte wegen des Drucks auch schon mit einem Buchhändler.

Am 11. Dezember begann der Prozeß gegen König Ludwig XVI., nur noch Louis Capet genannt; am 15. Januar 1793 erfolgte das Todesurteil, das am 21. Januar 1793 per Guillotine vollstreckt wurde. Wenige Wochen danach bekannte Schiller in einem Brief an Körner vom 8. Februar:

Was sprichst Du zu den französischen Sachen? Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine franz[ösische] Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an.

Der Jugendfreund Freiherr Wilhelm von Hoven überlieferte der Nachwelt ein Gespräch mit Schiller über Ursache und den weiteren Verlauf der Revolution anlässlich von dessen Schwabenreise im Jahre 1793:

Von dem französischen Freiheitswesen, für welches ich mich so sehr interessierte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten französischen Regierung, der Üppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoralisation des französischen Volkes, und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen welche sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen helldenkender Menschen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen [...]. Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde ebenso schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der

Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herren nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Teil von dem übrigen Europa machen sollte.

Ob diese Vorhersage zum Aufkommen Napoleons authentisch ist, soll hier ungeklärt bleiben. Gegenüber dem Herzog von Augustenburg, dem Schiller eine großzügige Jahrespension von 1000 Taler zu verdanken hatte, äußert er sich am 13. Juli 1793 pessimistisch über den weiteren Verlauf der Revolution:

Der Versuch des französischen Volkes, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europas und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht wert war und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Thierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.

Schillers Briefe an den sechs Jahre jüngeren Friedrich Christian, den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg aus dem Jahr 1793 sind bekanntlich die Vorstufe zu berühmten Abhandlung

„Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, die Schiller zuerst in den „Horen“ publizierte. Der Umschwung des ursprünglichen Freiheitsgedanken in willkürliche Diktatur verrät laut Schillers Deutung einen Mangel an ästhetischer Sensibilität. Gegen die Barbarei der „niedern“ und die Verweichlichung der „civilisierten Klassen“ setzt Schiller das Heilmittel der Kunst, die Erziehung zum Geschmack (P.-A. Alt).

Nun umgehen die Briefe an den Augustenburger die nicht unwichtige Frage, wie das ästhetische Erziehungsprojekt in die Praxis umzusetzen sei. Das provozierte eine etwas oberflächliche Kritik, die Schiller apolitische Tendenz und Kompensation sozialer Ohnmacht unterstellte. Aber das ist ein zu weites Feld und ich möchte statt dessen auf ein wichtiges Detail verweisen, das Hans-Jürgen Schings 1996 in seinem sehr lesenswerten Buch „Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten“ herausgearbeitet hat.

Schillers Mäzen und Brieffpartner, der Augustenburger, war nicht nur Sympathisant der Französischen Revolution sondern auch Mitglied des Illuminaten-Ordens, der 1776 in Ingolstadt von Adam Weishaupt gegründet wurde und in kurzer Zeit zahlreiche prominente Mitglieder wie den Freiherrn von Knigge aber auch Herder sowie Goethe und den Weimaraner Herzog Carl August seit 1783 werben konnte, aber noch vor dem Ausbruch der Französischen Revolution verboten wurde. 1787 wurden zur Abschreckung die kompromittierenden Originaldokumente und Spitzelberichte des Geheimbunds von der bayerischen Regierung veröffentlicht, doch bewirkten sie bei Friedrich Christian, dem Augustenburger das Gegenteil: „Mich hat das System des Illuminatenordens in Feuer und Flamme gesetzt“, bemerkt er nach der Lektüre der Dokumente. Mein ganzes

Herz glüht für dasselbe. Zur Besserung, Bildung der einzelnen Menschen sowie des ganzen Geschlechts ist keine Einrichtung trefflicher als diese.“ Eine kosmopolitische Geheimelite soll die Politik steuern und die herkömmlichen Staatsmänner und Herrscher ersetzen. Die Völker sollen auf den höchsten Grad von Sittlichkeit, Weisheit und Glückseligkeit (ergo Aufklärung) gebracht werden, doch „kann dieser Endzweck nur durch Vereinigung der besten würdigsten Männer auf dem ganzen Erdenboden befördert werden, die im geheimen wirken müssen, um unerkant von dem großen Haufen dummer und böser Menschen nicht den Neid und die Nachstrebungen dieser zu erwecken.

Den seit dem Verbot des Ordens in Gotha residierenden Illuminaten-Gründervater Adam Weishaupt finanzierte der dänische Herzog seit 1791 zwanzig Jahre lang mit beträchtlichen Summen. Der Augustenburger, in dessen Kreisen die Französische Revolution enthusiastisch begrüßt wird, wollte das Illuminatenprojekt in Dänemark mit Weishaupt erneuern, dazu stoßen Wielands Schwiegersohn, der Philosoph Reinhold, des Herzogs Adlatus Baggesen und auch Schiller soll als Mitglied gewonnen werden, der ja im November 1791 den Schenkungsbrief vom Augustenburger erhalten hat, doch nicht beitrifft und statt dessen zur Enttäuschung des Herzogs mit ästhetischen Briefen reagiert. Schon Jahre vorher war Schiller zahlreichen Anwerbungsversuchen der Illuminaten ausgesetzt, ob nun von Abel, Schillers Lieblingslehrer an der Karlsschule oder auch vom berühmten Sterne- und Fielding-Übersetzer Bode, der 1787 nach Paris gereist war, was Verschwörungsthesen gegenüber den Illuminaten provozierte, denen wohl zu Unrecht eine wichtige Rolle für die Entstehung der Revolution unterstellt wurde. Hans-Jürgen Schings gelang in seinem schon erwähntem Buch der schlüssige Nachweis, daß über den langen Zeitraum der gesamten Ent-

stehungsphase des „Don Karlos“ sich in diesem Drama und noch prononzierter in den Briefen über „Don Karlos“, Schillers Auseinandersetzung mit den Illuminaten widerspiegelt. Die Motive, die Schiller davon abgehalten haben, den Illuminaten-Orden beizutreten, bleiben der Spekulation überlassen, doch die Themen für die weitere Entwicklung des „Don-Karlos“-Materials fand er bei den Mitgliedern und im Programm des Ordens: eine Philosophie der Menschenrechte und den Typus des Idealisten und zugleich kosmopolitischen und konspirativen Aktivistens der Aufklärung, die sich in der Figur des Malteser-Ritters Marquis Posa vereinen. Im zehnten seiner „Briefe über Don Karlos“, die 1788 in Wielands „Teutschen Merkur“ erstveröffentlicht wurden, bekennt Schiller:

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein.

Der Marquis Posa verkörpert laut Rüdiger Safranski in all seinen Widersprüchen eine Art der Dialektik der Aufklärung, die Verwandlung von Vernunft in den Terror der Menschheitsbeglückung denn im inneren Gehäuse der politischen Aufklärung schlummert die Gewalt, die in der kurz danach ausbrechenden Revolution kulminieren wird. Seinen großzügigen Mäzen enttäuschte Schiller nicht nur mit seiner Weigerung, dem dänischen Illuminaten-Bund beizutreten, sondern noch mehr durch die im Herbst 1794 begonnenden „Briefe über die ästhetische Erziehung“, in dessen fünften Brief der Augustenburger folgendes lesen konnte:

der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert sie nicht bloß, jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird [...] und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht. [...] In den niedern und zahlreichen Klassen stellen sich uns rohe und gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung eilen. [...] Die losgebundene Gesellschaft anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück. [...] Auf der andern Seite geben uns die zivilisierten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlawheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist.

Es sei hier noch einmal das Datum der Entstehungszeit der soeben gehörten Zitate genannt – der September 1794. Es sind die Wochen und Monate nach dem Sturz Robespieres und dem Ende der Jakobiner-Diktatur nach dem 9. Thermidor und für Schiller persönlich ist es das in diesen Zeitraum fallende freundschaftliche Bündnis mit Goethe, der ihn nach Weimar in sein Haus einläd. Jahre nach Schillers Tod brachte Goethe ihr beidseitiges Verhältnis griffig auf den Punkt: „er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen“.

Schillers Freiheitsbegriff steht hier diametral entgegengesetzt zu anderen Freiheitsfreunden wie z.B. Fichte, deren Postulat

lautet, daß man Freiheit nur lernt, wenn man politisch um sie kämpft. Schiller dagegen plädiert dafür, zuerst die geistigen Fundamente zu schaffen, auf denen sich in Zukunft der freie Staat errichten läßt. Gewiß sind Freiheit, Menschenrechte und eine Republik löbliche Ziele, wenn sie von innerlich freien Menschen angestrebt werden. Ästhetische Bildung soll dazu helfen, Freiheit zu erlernen, bevor diese politisch verwirklicht werden kann.

In diesem Zusammenhang ist eine Textpassage aus Schillers Einleitung zur „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ aus dem Jahr 1788 von Interesse, die Schiller für die zweite Auflage im Jahre 1801 herausstrich, in der er über das friedfertige Volk der Niederlande räsoniert:

Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nötigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie wieder haben wird.

Diesen Passus finden wir auch noch in der zweiten Auflage von 1801, doch die folgenden Sätze eliminierte Schiller, da sie auf deutsche Verhältnisse der vorrevolutionären Zeit um 1788 anspielte:

Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagemstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen.

Schillers Revolutions-Prognose von 1788 hatte sieben Jahre nach dem Ende der Jakobiner-Herrschaft an Aktualität eingebüßt, zudem belegt diese Kürzung auch seine Enttäuschung über den radikalen Verlauf der Französischen Revolution.

In Schillers seit 1797 geführten Verzeichnis von Dramen-Plänen findet sich auch der Eintrag „Charlotte Corday. Tragödi“, doch im Gegensatz zu zahlreichen Zeitgenossen, die politisch

und literarisch das Hohelied der Marat-Attentäterin sangen, wie Klopstock, Hölderlin oder Jean Paul, verzichtete Schiller auf die Ausarbeitung dieser geplanten Tragödie.

Ende 1795 begann mit dem Austausch von Xenien die Zusammenarbeit Schillers mit Goethe. Ein nicht unerheblicher Teil dieser Distichen oder vergifteter Gastgeschenke galt den Sympathisanten der Französischen Revolution.

Am 18. Januar 1796 übermittelte Schiller in einem Brief an Körner für den kommenden Musen-Almanach das Versprechen:

Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.

Daß während dieser gemeinschaftlichen „Gastgeschenke-Produktion“ nicht in klassisch-marmorner Kälte, vielmehr mit kaum gezügelten Emotionen zu Werke gegangen wurde, belegt Goethes Bemerkung anlässlich neuer Epigramme in einem Brief an Schiller vom 10. Juni 1796:

leider ist auch hier der Haß doppelt so stark wie die Liebe. [...] Überhaupt wird mich beim Durchgehen der übrigen, im allgemeinen, der Gedanke leiten, daß wir bei aller Bitterkeit uns vor kriminellen Inculpationen hüten. Worauf ihm Schiller einen Tag später antwortete: Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Kriminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.

Die Formulierung „Scharfrichter“ ist Schiller wohl kaum zufällig herausgerutscht. Zeitgenössische und zugleich scharfzüngige

Kritiker wie Caroline Schlegel, die einen Großteil der Xenien richtig entschlüsselte, begriffen diese Tendenz:

„Wenn Du den Almanach siehst, so wirst Du auch sehn, wie er [Goethe] sich seither mit dem Todschlagen abgegeben hat. Er ist mit einer Fliegenklappe umhergegangen, und wo es zuklappte, da wurde ein Epigramm. Schiller hat ihm treulich geholfen, sein Gewehr giebt keine so drollige Beute von sich, aber ist giftiger. [...] Ich kann Dir sagen, daß mir das Ding immer weniger gefällt, und ich Schiller (ganz unter uns) seitdem nicht gut bin, denn das glaub, fünf Sechstel rühren von ihm her und nur die lustigen und unbeleidigenderen von Göthe,

so Caroline in Briefen an Luise Gotter vom Herbst 1796. Der Goethe-Forscher Karl Eibl schrieb im Zusammenhang der Xenien äußerst treffend von einem „gemeinsamen Aggressions-Rausch“ der beiden Dioskuren. Aber hören wir uns nun einige dieser Xenien auf die ehemaligen Revolutions-Sympathisanten an:

Zeus zu Venus

Töchterchen,

*Dein Geschäft sind nicht die Werke des Krieges,
Gehe du heim und besing Werke der Liebe, der Lust.*

Adressaten dieser Bosheit waren Therese Forster-Huber, die Tochter des namhaften Göttinger Philologen Heyne und Frau des in Mainz aktiven Revolutionärs Georg Forster, und Caroline Böhmer, spätere Schlegel, die während der französischen Besatzung in Mainz geblieben waren. Auf der Flucht wurde Caroline von den Preußen verhaftet und auf der Festung Königstein festgehalten, woraus sie August Wilhelm Schlegel später befreite. Caroline Böhmer, die Schiller als Dame Lucifer verteufelte, galt vermut-

lich auch das folgende Xenion, obwohl sie sich selbst darin nicht getroffen sah:

*An Madame B** und ihre Schwestern
Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parce,
doch fürcht ich,
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.*

Doch auch der 1794 in Paris verstorbene Georg Forster wird nicht verschont:

*O ich Thor! Ich rasender Thor!
Und rasend ein jeder
Der, auf des Weibes Rath horchend,
den Freyheitsbaum pflanzt!*

*Die dreyfarbige Korkarde
Wer ist der Wüthende da, der durch die
Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaußt?*

*Agamemnon
Bürger Odysseus! Wohl Dir!
Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe,
und steckt keine drey Farben dir an!*

In diesen Xenien werden politische und private Angelegenheiten in nicht nur polemischer sondern auch etwas undelikater Art vermengt. Georg Forster, vor dem Ausbruch der Revolution von Goethe und Schiller geschätzt, wird in diesem Xenion unterstellt, daß er durch seine Frau Therese zu seinen revolutionären Aktivitäten in Mainz aufgehetzt wurde. Hinter dem Bürger Odysseus versteckt sich der französische Ehrenbürger Klopstock, dessen Frau dafür gelobt wird, daß sie ihrem Mann unpolitisch die Strümpfe

stopft und nicht wir Therese Forster politisch agierte, was wohl Schillers konventionellem Frauenbild entsprach und zugleich an August Wilhelm Schlegels Parodie Schillers Lob der Frauen erinnert – „Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe / Wollig und warm, zu durchwateten die Sümpfe“.

Geradezu perfide ist die Namenswahl Agamemnon, womit Forster gemeint ist, dessen Frau Therese ein Verhältnis mit Schillers Freund Huber hatte, von dem sie ein Kind erwartete und den sie später heiratete, die also die Rolle von Klytaimnästra und Aigisthos ausfüllen. Kurz zuvor im Musen-Almanach erscheint Forster noch in der Rolle des Elpenor, dem Gefährten des Odysseus, der auf dem Dach der Liebeszauberin Circe schlief, vom Dach fiel und sich den Hals brach:

Elpänor.

Muß ich dich hier schon treffen Elpänor?

Du bist mir gewaltig

Vorgelaufen! Und wie? Gar mit gebrochenem Genick?

Unglückliche Eilfertigkeit.

*Ach, wie sie Freyheit schrien und Gleichheit,
geschwind wollt ich folgen,*

*Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte,
so sprang ich vom Dach.*

Schiller war in der Affäre Huber-Forster kein neutraler Beobachter. Einerseits war er mit Huber befreundet, andererseits war Huber mit Körners Schwägerin Dora Stock verlobt. Hubers Verbindungen zu den Mainzer Jakobinern, nach dem er seine Stelle als sächsischer Legationssekretär aufgegeben hatte und sich als freier Autor durchschlagen wollte, hatte auch Auswirkungen auf Schillers Freund Körner, der wegen Huber ebenfalls jakobinischer Tendenzen verdächtigt wurde. Schiller sah hauptsächlich in

Therese Forster die Schuldige an dieser privaten Malaise. Diese Xenien zeigten Wirkung und Reaktionen, was wir einem Brief von Schillers Freund Huber an Usteri vom 18. Januar 1797 entnehmen können:

Und nun die Xenien! Was mich darin persönlich interessieren konnte, hat mir wahren Schmerz gemacht. Dem Bubenmuthwillen dieser Menschen ist nichts heilig: Schiller ist mein Freund, Goethe war Forsters Freund.– Ich hoffe so glücklich zu sein, meiner Frau diese Infamie verborgen zu halten, die ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit gefährlich sein könnte.

Thereses Vater, der alte Heyne schrieb Huber am 30. März des gleichen Jahres:

Unsere Literatur ist durch Bubenstreiche längst zur Verachtung der Bessern so wohl als der feineren Welt herabgewürdigt worden; aber so gar elender Bubenmuthwillen, als er in den Xenien ausgeübt ist, war doch noch ohne Beyspiel. Schiller hat sich unendlich sehr am Publico und seinem eigenen Namen versündigt. Die schlechte Moral von Göthe kannte man schon. Seynd Sie über die Stelle ruhig; sie ist von wenigen verstanden worden. Doch hier irrte der Schwiegervater.

Eine dankbare Zielscheibe der Xenien-Angriffe war der Musikschriftsteller, Komponist und königl.-preußischer Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, der anonym die beiden Zeitschriften Frankreich und Deutschland herausgab und sich mündlich wie schriftlich offen zur Französischen Revolution bekannte, vor allem in seinen „Vertrauten Briefen aus Frankreich“, plädierte er für eine kritische Einschätzung der jakobinischen Vernunftdiktatur. Nachdem Friedrich Schlegel in Reichardts Zeitschrift „Deutschland“ Schillers „Horen“ abfällig rezensierte und Reichardt später auch Goethes „Römische Elegien“ vom sittlichen Standpunkt

kritisierte, wurde er für die beiden Xenien-Schmiede zu einem idealen Feinbild. Nicht nur Reichardts revolutionäre Sympathien wurden persifliert sondern auch sein musikalisches Werk:

Kunstgriff

*Schreib die Journale nur anonym,
so kannst du mit vollen Backen deine Musik loben,
es merkt es kein Mensch.*

Er in Paris

*Hätte deine Musik doch den Parisern gefallen,
Ein unschädlicher Geck wärest du dann wiedergekehrt.*

Schiller war es, der Goethe zu den Distichen gegenüber Reichardt in einem Brief vom 27. Januar 1796 animierte:

*Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund,
mit einigen Xenien zu beehren.[...] Wir müssen Reichardt, der
uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den
Horen, bitter verfolgen.*

Der Wolf in Schafskleidern

*Haltet ihr denn den Deutschen so dumm,
ihr Freiheitsapostel!
Jeglicher sieht: euch ist's nur um die Herrschaft zu thun.*

An mehr als einen

*Erst habt ihr die Großen beschmaust,
nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar
Dem Wirthe gesehen.*

Dieses letzte gehässige Xenion spielt auf Reichardts Tätigkeit als königl.-preußischer Kapellmeister an, unterschlug aber die Tatsache, daß Reichardt wegen seines Bekenntnisses zur Französi-

schen Revolution durch indiskrete Informanten denunziert und folglich aus dieser einträglichen Stellung 1794 entlassen wurde. Auch Jean Paul bekundete seine Empörung in einem Brief an Oertel vom 22. Oktober 1796:

Goethes Charakter ist fürchterlich: das Genie ohne Tugend muß dahin kommen [...] Fürchterlich weh tat es meinem Herzen, daß G[oethe] ein so nahes wie das des guten Reichardts durchlöchern konnte.

Reichardt wehrte sich mit einer gedruckten Erklärung in seiner Zeitschrift „Deutschland“ und geißelte Schillers „nichtswürdiges und niedriges Betragen“ als Indiz seines künstlerischen Mittelmaßes. Aber auch aus Dänemark erfolgte Ende Januar 1797 Kritik vom Prinz von Augustenburg:

Schiller hat wirklich beynahe meine ganze Achtung durch seine Xenien verlohren.“ Sogar finanzielle Sanktionen zog der Augustenburger gegenüber seinem Stipendiaten Schiller in Erwägung, die aber doch unterblieben. Die empfindlichste Strafe für Schiller wäre wohl ein gänzlichcs Stillschweigen aller von ihm Angegriffenen.

Das aber blieb, die wenigen zitierten Reaktionen belegen es, ein frommer Wunsch. Schiller wurde über die grimmigen Kommentare aus Kopenhagen von der Gräfin Schimmelmänn unterrichtet und schrieb darüber Goethe am 18. November 1796:

Mir wird bei allen Urtheilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Teil, Sie haben doch noch den Trost des Verführers.

Ironischerweise benutzten einige der Angegriffenen in ihrer Kritik an den Xenien die revolutionäre Terminologie, so etwas Gleim in einem Brief an Voss vom 27. November 1796:

Was sagte mein Voß zu den „Xenien“? Sind sie nicht eines Robespeters würdig? – oder Böttiger an Jacobs vom 9. Oktober 1796: Der neue Schillersche „Musenalmanach“ ist ein wahres Revolutionstribunal, ein Terrorism, gegen welchen alle guten Köpfe in Masse aufstehen müssen.

Für den Verleger Cotta wurde Schillers „Musen-Almanach auf das Jahr 1797“ dank der Xenien zu einem unerwarteten Erfolg, es erschienen insgesamt drei Auflagen.

Schillers Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution findet seinen Abschluß in seinem letzten vollendeten Schauspiel „Wilhelm Tell“. Stoff und Idee hatte ihm Goethe abgetreten, der anläßlich seiner Schweizer Reise im Herbst 1797 Schiller in einem Brief von der „Tell-Fabel“ berichtete. Erst Anfang 1802 begann Schiller mit den Vorarbeiten und es entbehrt nicht der Ironie, daß Schiller sich mit dem Schweizer Freiheitskampf zu beschäftigen beginnt, als die Eidgenossen ihre Freiheit und Unabhängigkeit bereits verloren hatten. 1798 besetzte französische Truppen die Schweiz und raubten den Staatsschatz. Die mit Unterstützung Frankreichs 1798 entstandene Helvetische Republik führte in einen Bürgerkrieg zwischen progressiven und altständischen Kräften. 1803 intervenierte Napoleon, hob die Parlamente auf und installierte die alte Kantonatsstruktur. Schillers Rütlibundszene nimmt direkt darauf Bezug und ihm dürfte bekannt gewesen sein, daß die Schweizer Republik sich mit einem Emblem repräsentierte, welches Tell beim Apfelschuß zeigt und mit der Unterschrift „Freiheit und Gleichheit“ versehen ist. Unzensurierte Aufführungen des Wihlem Tell gab es zu Schillers Zeiten nicht. Für die Weimarer Uraufführung des „Wilhelm Tell“ am 17. März verzichtete Schiller auf den gesamten fünften Akt, um das umstrittene Thema des Kaisermordes zu entgehen. Als ihn Iffland für die Berliner Aufführung ebenfalls um Kürzungen der Szene V,1 mit dem Bericht des Attentats auf Albrecht I. bat, gab

Schiller ebenfalls nach, doch wollte er auf Johannes Parricida, den Kaiser-Attentäter nicht verzichten, der in der Szene V,2 bei Tell Zuflucht sucht und dessen Vorwurf ertragen muß:

*Nichts teile ich mit dir –
Gemordet hast du, ich hab mein Teuerstes verteidigt.*

Schiller propagiert mit seinem Befreiungsdrama „Wilhelm Tell“ den Appell zum Widerstand gegen politisches Unrecht. Das intellektuelle Zentrum des Dramas ist offensichtlich der Rütli-Schwur, „die Rechtskonstruktion des Aufstands als konservative Revolution mit progressiven Elementen“, so Dieter Borchmeyer. Das konservative Element zeigt sich in der Berufung auf die freiheitliche Struktur der Vaterordnung, die durch die eher fortschrittliche Idee der Gleichheit der Individuen verbunden wird. Das Bild der Sterne symbolisiert in seiner Lichtmetaphorik einerseits den Gedanken der sozialen Gleichheit aber auch die traditionellen Vorstellungen des freiheitlichen Urzustands der Väter. Die Restauration der alten Verhältnisse erfolgt im Geist der französischen Staatsumwälzung, da sie auch der Sicherung neuer Rechte wie den Anspruch auf Gleichheit der Stände beinhaltet. Schiller waren die historischen Unterschiede bewußt, die den Widerstand der Schweizer von der Französischen Revolution trennen, was sich auch in Schillers Widmungsgedicht vom 25. April 1804 an Karl Theodor von Dalberg, dem Kurfürsten von Mainz und Bruder des Mannheimer Intendanten zeigt:

*Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet, / Sich selbst
genug, nicht fremden Guts begehrt, / Den Zwang abwirft, den
es unwürdig leidet, / Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit
noch ehrt, / Im Glück selbst, im Siege sich bescheidet [...].*

Doch der naturhafte Charakter der Widerstands-Aktionen im Wilhelm Tell unterscheidet sich von der Gewaltsamkeit der

französischen Revolution. Die pragmatische Entschlossenheit der Eidgenossen begünstigt den Umsturz, da sie sich ohne idealistische Maximalforderungen erreichbare Ziele setzen. Der Aufstand erscheint als erfolgreiche Erprobung moralischer Unschuld unter Bedingungen des Notstandes. Die von Schiller gewählte Idylle verdeutlicht jedoch, daß der Erfolg der politischen Aktionen nicht automatisch auf moderne Verhältnisse übertragbar sind, er bleibt ein „individuelles und einziges Phänomen“, so Schiller gegenüber Körner. Das Schlußwort gebührt jedoch Thomas Mann und seinem Versuch über Schiller aus dem Jahr 1955:

es sind Schweizer. Diese Landsleute sind unpathetisch [...] maßvoll und nüchtern, durchaus keine gelernten Revolutionäre. Sie rezitieren nicht den Gesellschaftsvertrag. [...] Eine loyalere Verschwörung als die der Rütli-Männer gibt es nicht. Aber freilich, obgleich sie von Tribunen und Jakobinern nicht einen Zug haben [...], weht dennoch die Französische Revolution darin, von der Schiller sich abgewandt hatte, welcher aber die Ideenverbindung von Nation und Freiheit entstammt, und die darum, bei allem Abscheu vor dem „schrecklichsten der Schrecken“ die Heimat seines Pathos blieb.

